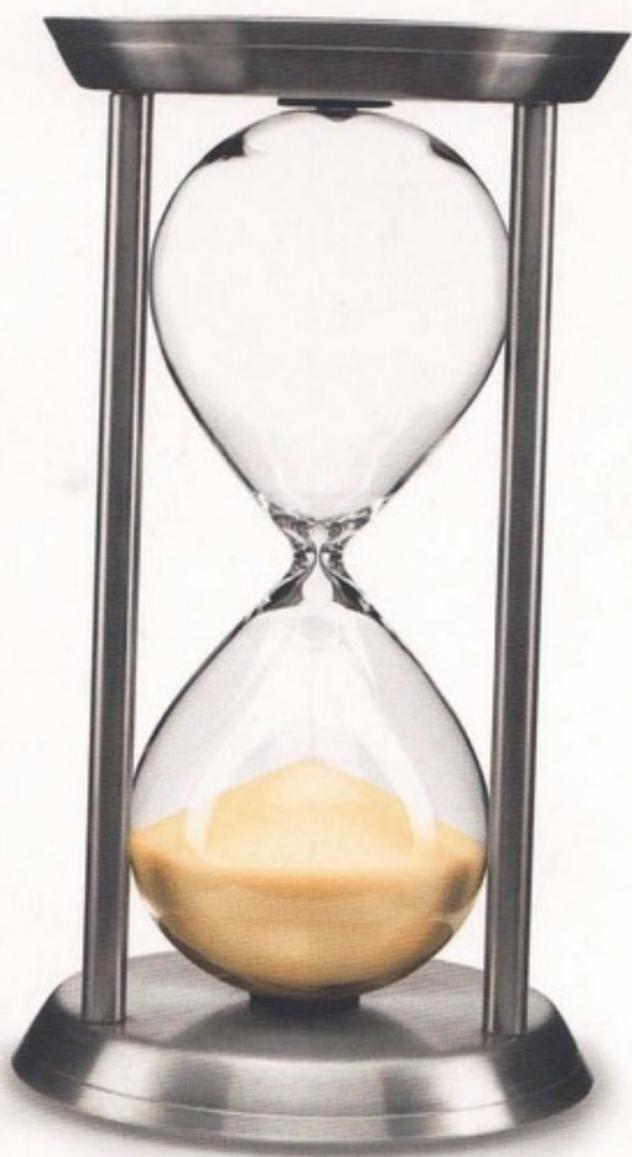


Rebecca Panian | Elena Ibello

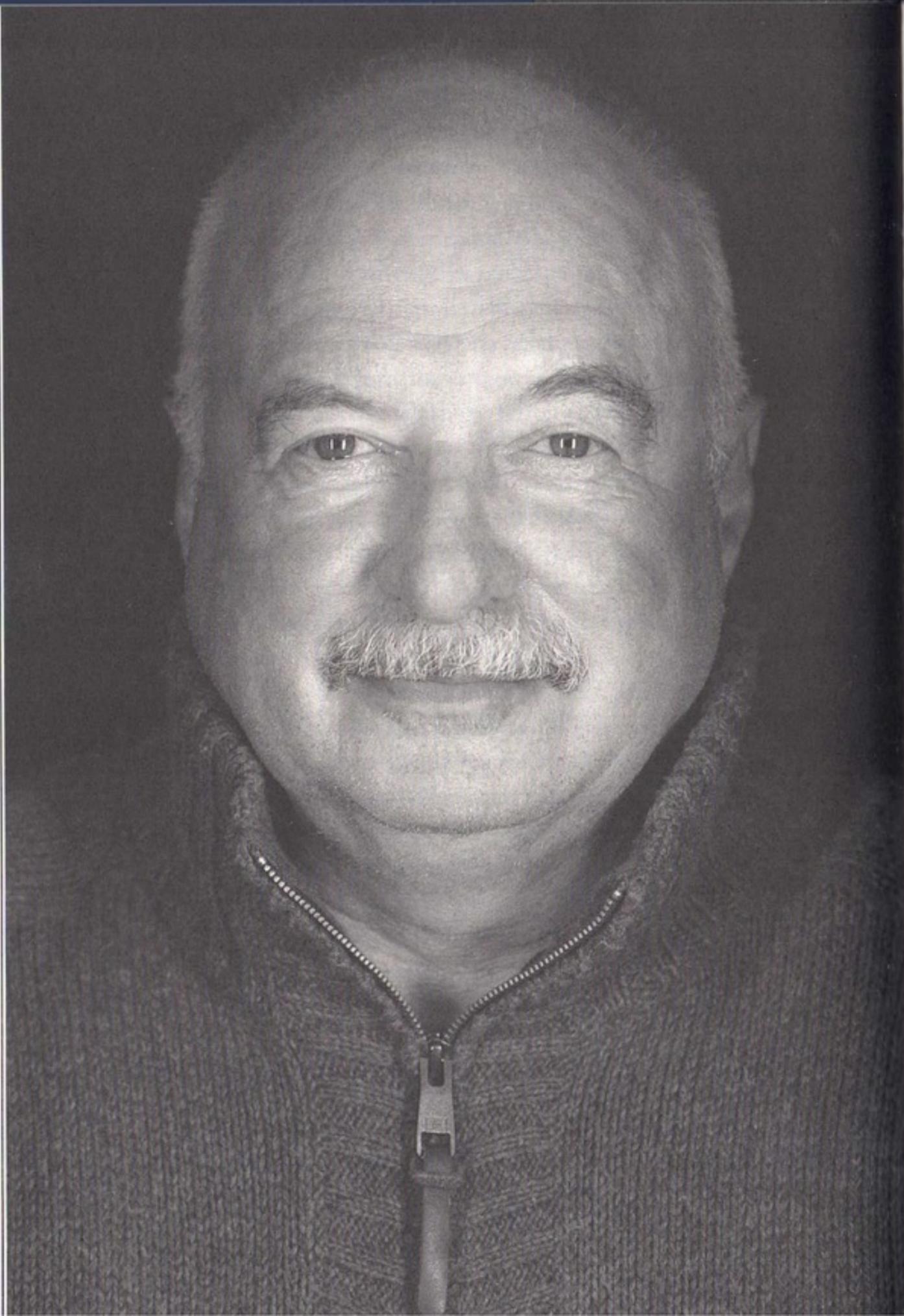
Zu Ende denken

Worte zum Unausweichlichen



Mit Beiträgen von Pedro Lenz, Nik Hartmann,
Katharina Hoby, Franz Hohler und 44 anderen

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH



Adrian Naef

Was will das Leben von mir?

Zu Ende denken, das heißt wohl, sich vorzustellen, wie man die möglicherweise noch vor einem liegende Strecke bis zum Tod zu bestehen gedenkt. Von der Perspektive eines über Sechzigjährigen aus und mit Blick auf die durchschnittliche Lebenserwartung muss ich von der Zielgeraden ausgehen. Und selbst wenn man unter zu Ende denken bloß gründliches Denken versteht – man käme auf die gleiche letzte Frage: die nach dem Sinn des Lebens und Sterbens.

Da aber ein Sinn nicht zu erkennen ist und da ich einen Sinn weder glauben noch ins All projizieren mag, bin ich auf die Anschauung angewiesen. Die Frage heißt somit: Was zumindest ist als Muster erkennbar, unabhängig davon, was Menschen glauben oder denken; inwiefern sind die Lebensläufe und Rituale aller Rassen und an allen Orten dieses Planeten deckungsgleich? Die Frage heißt dann nicht: Was will ich (noch) mit meinem Leben, sondern, was will das Leben (noch) mit mir anfangen, was will es noch von mir?

Abweichungen und Ausnahmen unbeachtet, will das Leben im letzten Viertel – was man aufgrund inflationärer Verwendung schon gar nicht mehr hören kann, aber trotzdem stimmt: nämlich – dass wir »loslassen«, was sonst. Denn nicht der Tod

ist der »Skandal«, sondern das Verlassen-Müssen des Gewohnten. Todesangst ist nur eine Variante unserer größten Angst während des ganzen Lebens: ausgeschlossen zu werden. Schon beim Versteckenspielen ging es nicht darum, nicht gesehen zu werden, sondern darum, gefunden zu werden. Wehe, ein Kind wird vergessen im Wald! Oder umgekehrt: Um dazuzugehören, tun wir alles und taten Menschen schon immer alles, selbst töten oder das eigene Leben riskieren.

Denn ohne Rückhalt in einer Sippe von mindestens sieben bis siebzig Stammesgenossen war kein Überleben. Diese Urpanik steckt uns noch tief in den Knochen, und sich mit ihr auf den letzten Metern des Lebens auseinanderzusetzen, das heißt, das Verlassen-Werden bewusst zu üben, ja einzuleiten, erachte ich als die Königsdisziplin des Zu-Ende-Denkens. Früher nannte man es Klausur, die Konfrontation mit nichts als sich selbst. In Indien verließen alte Menschen Haus und Hof und gingen auf eine Pilgerreise, von der sie nicht mehr zurückkehrten.

Was will das Leben von mir? Was tun und taten Menschen in meinem Alter an allen Orten schon immer, um ihr Sterben mit möglichst wenig unnötigem Leiden zu bestehen? Sie übergaben »ihre Geschäfte« der nachfolgenden Generation, sie zogen sich zurück, gaben ihr Wissen weiter, hüteten die Enkelkinder, wenn die Eltern auf dem Felde waren, waren somit stets von Jungen umgeben – und nicht, was die urbane Gesellschaft mit mir vorhat: von lauter ebenfalls Alten umzingelt in einem Asyl dahinzudämmern, das möglicherweise noch »Senioren-Residenz« heißt, um die verkehrte Welt vollends auf den zynischen Punkt zu bringen.

Mein Leben zu Ende denken heißt deshalb für mich: Wie schaffe ich es, nach einer in vielerlei Hinsicht reichen Epoche der Menschheit mit all ihren notwendigerweise gegebenen Verwöhnungen und narzisstischen Verdrehungen der Werte all-

mählich Abschied zu nehmen, wie man es immer tat? Wo verläuft die Grenze zwischen dem Protest gegen die »verkehrte Welt« und der humorvollen Hingabe an den Lauf der Dinge? Zwei Drittel der Menschen auf diesem Planeten würden diese Frage gar nicht verstehen und auch nicht, weshalb es einen Text dazu braucht, um darauf zu kommen, »den Löffel allmählich abzugeben«, eine Formulierung, die ebenfalls auf Anschauung beruht. Mein Vater legte in unserem Beisein den Löffel hin, drei Tage später war der Bauer tot.

Und ich war stolz, nicht traurig. Einer mehr hatte das letzte Viertel mit Bravour bestanden, somit ist es zu bestehen. Das will das Leben von mir offenbar – zu Ende vielmehr erinnert als gedacht haben.

Adrian Naef, geboren 1948 in Wallisellen ZH, lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Nach dem Studium phil. I arbeitete er in der Jugend- und Erwachsenenbildung, als Religionslehrer, Journalist, Musiker und Therapeut.